

Robert der Teufel

und die

Höllischen Ganghunde.

Eine schauerhafte Teufels-, Hexen-, Räuber-
und Mördergeschichte.



Burghausen,
Druck und Verlag von J. Lukenberger.



Galgenvögel.

In dem großen Speisesaale eines prächtigen Jagdschlosses, das mitten in einem ungeheuren Walde stand, ergögte sich mit allerlei sündhaften Geprüchen ein niederträchtiges Lumpengefindel, Mörder, Räuber, Falschmünzer, Brandsstifter, Diebe, entprungene Galeerensträflinge, schamlose Dirnen, lauter solche Leute, von denen man glauben konnte, daß man sie von allen Galgen des Königreichs Burgund zusammengetrommelt habe, in welchem damals der edle König Bosso, der Vielgeliebte, mit seiner tugendhaften und gottesfürchtigen Gemahlin Blandine regierte, und in der Residenzstadt Ales Hof hielt.

Sie hatten einen einzigen Sohn, Namens Robert, der aber nicht die Freude, sondern die Qual ihres Lebens war. Ungeachtet der sorgkältigsten Erziehung durch die vorzüglichsten geistlichen und weltlichen Hofmeister, blieb er doch immer ein wilder, verstockter Junge, der nichts lernen mochte, und am allerwenigsten vom Beten etwas hören wollte. Alle guten Lehren seiner würdigen Eltern gingen bei ihm zu dem einen Ohre hinein, und zu dem andern hinaus. Was für ein tiefer Herzenskummer diesen dadurch beireitet wurde, läßt sich denken. Welche traurige Aussicht für das schöne Land, nach dem Tode des herrlichen Königs Bosso von einem solchen Nachfolger regiert zu werden.

Robert war hübsch von Gestalt und Geist, aber in seinem Auge funkelte etwas Teufliches, und

da der junge Bösewicht keinen Tag vorbeigehen ließ, ohne ein Verbrechen zu begehen, so erhielt er weit und breit den Namen: „Robert der Teufel.“ Er fing damit an, sein schlechtes Herz zu zeigen, daß er ein Thierquälter wurde, Böseln, Hunden und Kagen die Augen austach, die Füße abschchnitt, oder sie gebunden lebendig eingrub, oder in das Feuer warf. Wer Thiere quälen kann, quält auch Menschen, wird verhärtet und blutgierig, und verübt gar leicht Mordthaten. Vernünftige Eltern sollen mit aller Strenge gegen die Neigung eines Kindes, Thiere zu quälen, einschreiten, und es gleich bei dem ersten Falle recht tüchtig durchprügeln, damit es die Gewalt der Schmerzen aus eigener Erfahrung kennen lerne. Eltern, die dieß zu thun veräumen, laden dadurch eine große Verantwortung auf ihr Gewissen, wenn ein solcher junger Thierquälter mit der Zeit ein Menschenmörder wird, was gewöhnlich geschieht, wie die gerichtlichen Verhandlungen lehren, und zuletzt als Armerfünder am Galgen endt.

Neben seinen übrigen Lastern war Robert auch dem Jähzorn ergeben, der gleichfalls zu vielen Missethaten antreibt. Eines Tages brachte ihm sein Kammerdiener aus Versehen andere Stiefel, als Jagdstiefel, und augenblicklich stieß er ihm einen Loth ins Herz. Zu einer andern Zeit traf er, als er eben in den Schlossgarten gehen wollte, am Ende einer Gallerie einen alten Bettler mit grauen Haaren, der ihn demüthig um ein kleines Almosen bat; Robert aber gab ihm statt dessen einen Stoß mit der Faust auf die Brust, daß er rückwärts über die große marmorne Treppe hinabstürzte, und das Genick brach. Wußte er auf irgend einem einamen Reichthofe ein schönes Weib oder eine schöne Tochter, so erlaubte er den Augenblick, wo sie allein waren, und machte ihnen schöne Anträge. Wurden diese von tugendhaften

Frauen und Jungfrauen abgewiesen, so ermordete er sie auf der Stelle.

Natürlich mußten ihn alle Leute fürchten und hassen; nur eine einzige Person liebte ihn väterlich, seine Amme, die seit seiner Geburt in der Residenz lebte, und dieser war Robert im hohen Grade zugethan, weil sie ihn nicht durch gute Lehren langweilte, ihn nicht nur an seinen Missethaten nicht hinderte, sondern ihn vielmehr dazu ermutigte, und ihm Mittel und Wege wies, sie so gut als möglich zu verüben; sie rieth ihm auch immer Lügen und Ausflüchte zur Täuschung seiner lieben Eltern. Jede müßige Stunde verlebte er bei seiner Amme, die ihn nach und nach mit allen Lastern und Verbrechen bekannt gemacht hatte. —

Als der König diese Neigung seines Sohnes für die Amme desselben bemerkte, ließ er sie kommen, und sagte zu ihr:

„Liebe Eva! ich sehe, daß Robert dich lieber hat, als mich und seine Mutter. Bemühe diese seine Liebe, ihm gute Lehren zur Besserung seines Lebenswandels zu geben, so oft er zu dir kommt, und zeigen sich die guten Früchte deiner Bemühung, dann will ich dich königlich dafür belohnen!“

„Ach! allergnädigster König!“ erwiderte die Amme, indem sie sich auf ihr linkes Knie niederließ, „was ihr da mit väterlicher Sorgfalt von mir verlangt, hab ich bisher schon immer redlich gethan, ihn zur Gottesfurcht, zum Fleiße, zur Tugend und zur kindlichen Liebe mit den inständigsten Bitten ermahnt. Allein die Jugend hat keine Tugend, wie das Sprichwort sagt, und muß austoben; übertreiben darf ich es nicht, sonst bin ich keinen Augenblick meines Lebens sicher. Aber, nur Geduld! es wird noch Alles gut werden. Kommt Zeit, kommt Rath!“

„Ich habe hiewegen schon auf alle Hoffnung Ver-

zucht geleistet; wenn die Roberts Besserung nicht gelingt, weiß ich kein anderes Mittel mehr.“

„Ich schon, allergnädigster Herr!“

„Welches? Sag an!“

„Eine schöne und tugendhafte Gemahlin. Sie würde gewiß am meisten dazu beitragen können, Robert auf den Weg der Tugend und der guten Sitten zu führen. Die Liebe wirkt oft Wunder.“

„Ein guter Einfall! Wenn aber Robert keine Gemahlin will? Ich kann ihn doch nicht dazu zwingen!“

„Daß er eine Gemahlin will, dafür kann ich gufsuchen.“

„Hat er sich bei dir vielleicht schon darüber geäußert?“

„Schon oft. Nur werden seine überspannten Forderungen aller möglichen Vorzüge seiner künftigen Gemahlin schwer zu befriedigenden sein.“

„Das ist meine geringste Sorge. Er soll die vollkommenste Prinzessin, die jetzt auf Erden lebt, zur Gemahlin erhalten. Gott gebe seinen Segen dazu! Verichweig ihm vor der Hand meine Absicht, damit ich ihn mit der persönlichen Ankündigung desto angenehmer überraschen kann.“

„Euren Befehl, allergnädigster König! werd ich genau vollziehen.“

„Geh jetzt!“

Die Amme verneigte sich dreimal bis auf den Boden, ging zur Thüre hinaus, und dachte sich:

„Ist die tugendhafte Prinzessin, welche der König zur Gemahlin Roberts erwählet, nur einmal in Roberts Klauen, so will ich schon dafür sorgen, daß sie bald seiner würdig werden soll.“ —

Die saubere Gesellschaft wartete schon seit anderthalb Stunden auf ihren Herrn und Meister Robert, der sie zu einem großen festlichen Gelage auf sein

Jagdschloß eingeladen hatte. Nachts 10 Uhr sollte die Tafel beginnen, und die Schloßuhr hatte bereits 11 Uhr geschlagen und noch immer erschien Robert nicht, während er sonst bei solchen Gelegenheiten immer der Erste unter den Ankömmlingen zu sein pflegte. Die Galgenvögel waren gar zierlich nach der damaligen Mode gekleidet, und sahen aus wie vornehme Herren und Damen. Die Meisten von ihnen hatten Mittags absichtlich gefastet, um es sich bei diesem Nachtschmause desto besser schmecken zu lassen. Da konnte man goldene Ketten, Armbänder und Ringe sehen, welche sie unbesorgt zur Schau trugen, auf das Uebereinkommen der Spitzbuben vertrauend, einander nicht zu bestehlen. Nur diesem aus gastlicher Schicklichkeit auch auf den Speisesaal ausgedehnten Ehrgefühl, hatte auch das silberne Tafelgeschir seine Sicherheit zu verdanken.

Die köstlichsten Weine von verschiedenen Farben schimmerten in alterthümlich geformten Flaschen von geschliffenem Crystalle; die feinsten Sorten lodten auf Tellern von chinesischen Porzellan; die große Schloßküche wimmelte von Köchen und Küchenjungen, die vollauf mit Bereitung von Speisen beschäftigt waren und sich heimlich über das lange Ausbleiben Roberts nicht wenig ärgerten, weil dadurch ihre Kochkunst zu Schanden werden mußte. Wer es gewagt hätte, durch ein einziges lautes Wort den innern Mergel zu verrathen, würde sich der Gefahr ausgesetzt haben, bei der Ankunft Roberts soziseh an einen Bratspieß gesteckt und lebendig gebraten zu werden, was sich schon früher ein paarmal ereignet hatte.

„Wo nur mein Robert so lange weilen mag?“ klagte Lucia.

„Dein Robert?“ erwiderte Atalie, „mach dich nicht lächerlich! Er gehört so gut mein, wie dein und wie unsern andern Freundinnen.“

„Er wird auf der Jagd sein,“ bemerkte Klotar.

„So spät?“

„Es gibt Jagden zu allen Stunden des Tages und der Nacht,“ äußerte Manfred spöttisch.

„Wenn ihm nur kein Unglück zustößt!“

„Dem Robert? Davon ist gar keine Rede. Wenn nur dem Unglück kein Robert zustößt, muß man sagen.“

„Es ist ganz finster draussen, er kann im Walde nichts mehr sehen.“

„Was er sehen will, sieht er doch!“

„Wie leicht könnten ihn Räuber überfallen!“

„Nun, die gefährlichsten sind jetzt nicht im Walde,“ äußerte Manfred lächelnd.

„Er fürchtet sich wohl nicht?“ fragte Lucia.

„Robert fürchtet weder Gott, noch den Teufel auf freiem Felde, und wär auch dessen Grossmutter dabei.“

„Dort unten blitzt es tüchtig!“

„Man hört auch schon donnern.“

„Das Gewitter kommt immer näher.“

Ein Diener Roberts öffnete ein Saalfenster und schaute hinaus. In diesem Augenblicke fuhr ein Blitz wie eine gegliederte Kette von geschmolzenem Erze aus den Wolken herab, und schlug in eine Tanne ein; fast auf der Stelle loderten die Flammen des harzigen Baumes lichterloh empor und erschellten die ganze Gegend. In den kurzen Pausen zwischen Blitz und Donner, hörte man die eiligen Hufschläge eines Pferdes aus der Ferne, das man bald darauf mit reiterlosem Sattel im drausenden Galoppe mit gesträubter Mähne durch die Wappelallee der Ansahrt thorswärts sprennen sah.

„Das Pferd des Prinzen,“ schrie der Diener voll Schrecken, und eilte hinab zu dem alten, halbtauben Thorwarte. Dieser öffnete das Thor und Roberts älttestes Jagdpferd trabte schweißstriefend in den Schloß-

hof, wo es von den Stallwärttern abgefattet und vom Kopfe bis zum Schweife in Decken gehüllt umhergeführt wurde.

Dieses Ereigniß gab den anwesenden Herrn und Damen wieder neuen Stoff zu allerlei Bemerkungen. Möglich war es jedenfalls, daß Robert durch sein gewitterscheues Pferd abgeworfen und sein Kopf irgend an einem Baumstamme zerschmettert wurde. Diese Befürchtung beunruhigte Alle in hohem Grade, aber nicht aus uneigennütziger Theilnahme für Robert, sondern in der vollen Ueberzeugung, daß sie ohne seinen Schutz schon längst geräbert, gehängt und geköpft, geviertheilt oder verbrannt worden wären, und daß sie nach Roberts Tode einem solchen Ende nicht lange entgehen würden.

Mit dem Glockenschlage der Mitternacht stürmte das wilde Heer, hoch in den Lüften aus der Richtung des Gewitters kommend, mit entsetzlichem Geheule heran, hielt einen Augenblick still oberhalb des Schloßthores und schrie allen anwesenden Gästen bei ihren Namen zu:

„Mit uns! Mit uns!“

nach welcher Einladung die wilden, schweiflichen Nachtgespenster mit höllischem Hohngelächter wieder von dannen tobten.

Wie verstockt auch die mord- und raubsüchtigen Herren und Damen im Saale sein mochten, der Zuruf einer solchen Genossenschaft durchdrang sie doch mit Grauen. Einige Minuten später wurde die Thorsglocke dreimal heftig gezogen.

„Er ist's! Robert ist's! Das ist sein Zeichen!“ riefen Alle freudig und getrübt, und rannten zum Saale hinaus, ihn auf der Treppe zu empfangen, über welche Robert, ohne Hut und Mantel, das blizende Schwert in seiner Rechten, heraufeilte.

„Ich grüße euch, liebe Freunde und Freundinnen!“ sagte er, in den Saal tretend und sein Schwert miten auf die Tafel legend. „Aufgetragen! Ich bin voll Hunger und Durst und ihr werdet es auch sein. Ich hab euch lange warten lassen, werde euch aber nach der Tafel ein satanisches Abenteuer erzählen, das meine Ankunft bei euch verzögert hat.“

Und nun begann ein wildes Festgelage und ein scheußliches Treiben, vor dessen Schilderung der Anstand zurückbebt.

„Ein Schrecklicher Kampf.“

Robert begann die Erzählung seines Abenteuers:

„Ich habe heute den ganzen Morgen hindurch im Walde mit vier Dienern gefast, welche gegen Abend, als es zu dunkeln anfieng, das erlegte Wild auf einen Wagen luden und mit diesem in die Residenz zurückfuhren. Um nicht zu spät zu euch zu kommen, ließ ich meinen Renner weit ausgreifen, und mochte etwa nur noch eine Stunde von meinem Jagdschlosse entfernt gewesen sein, als auf einem freien Plage im Walde ein junger und hübscher, zierlich gekleideter Mann, dem Anscheine nach ein Ritter in Jagd Kleidung, hinter mir heransprengte. Ich wendete mein Pferd seitwärts und zog das Schwert, um für den Fall eines feindlichen Angriffes gefast zu sein.“

„Der Fremde zog den Zügel an, und hielt vor mir auf halbe Pferdeslänge, nahm sein Barett mit den wallenden Federn ab, verbeugte sich voll Anstand und sprach:

„Ich grüße euch, erlauchter Prinz!“

„Ihr kennt mich?“

„Wie sollt ich euch nicht kennen, da der Ruf eures Ruhmes durch alle Länder gebrungen ist!“

„Wer seid ihr?“

„Ein Ritter aus Neapel.“

„Euer Name?“

„Donati.“

„Von altem Adel?“

„Graf und Verwandter des Königs von Neapel.“

„Wie kommt ihr in diesen Wald, und zu dieser Stunde?“

„Ich hatte diesen Morgen die Ehre, euren königlichen Eltern vorgestellt und von ihnen zur Mittagstafel gezogen zu werden.“

„Welche Absicht führte euch an unsern Hof?“

„Ich mache mit meiner Schwester Lucana, welche die gelehrteste und vielleicht auch die schönste jetzt lebende Dame ist, eine Rundreise an alle Höfe von Frankreich und habe die Erlaubniß erbeten und erhalten, sie morgen dem Könige und der Königin in ihrer Residenz zu Neles vorstellen zu dürfen.“

„Wohin reitet ihr jetzt?“

„Zu meiner Schwester auf ein gemiethetes Schloß, worin wir unsere mitgebrachten seltenen Kunstsachen, kostbare Juwelen und andere, höchst werthvolle Kleinodien, sicher verwahren können, da wir uns 4 bis 6 Wochen in dieser Gegend aufzuhalten gedenken. Dieses Schloß liegt nur 2 Stunden von hier, und ist auf flüchtigen Rossen in einer halben Stunde leicht zu erreichen. Dürfte ich die Bitte wagen, erlauchter Prinz! meine Schwester, die sich darob höchst glücklich schätzen würde, und mich, mit einem huldvollen Besuche zu beehren?“

„Jetzt gleich?“

„Ja.“

„Ich fürchte, zu so später Stunde die schöne Dame zu belästigen.“

„Nicht im Mindesten. Sie pflegt ja ohnehin immer bis Mitternacht zu studieren, oder ihre Augen an dem Glanze prächtiger Edelsteine zu ergößen, für die meine Schwester eine absonderliche Vorliebe hat.“

„Ihr kennt euch wohl denken, Kameraden! daß ich eine Einladung nicht ausschlagen wollte, die mich zu einer „schönen Dame“ und zu „prächtigen Edelsteinen“ zu bringen verhieß, lauter Dinge die sich vorzüglich für unser Paradies eignen, — ihr versteht mich schon!“ —

„Ich ritt mit Donati und wir kamen bald vor einem herrlichen, im ersten Stodwerke hell erleuchteten Schlosse an. Das Thor wurde geöffnet, und wir schwangen uns in einem weiten Hofraume von den Pferden. Ein Stallwärter wollte mein Pferd in den Stall führen; ich sagte ihm aber, er solle es frei stehen lassen, wo es stehe, bis ich es, im Falle des Uebernachtens, selbst in einen Stand geleite; denn es sei gegen mich so folgsam wie ein abgerichteter Hund, und laufe nicht davon. Von fremder Hand in den Stall geführt, würde es alles zerschlagen.“

„Diese Worte waren jedoch nur ein Vorwand meiner Vorsicht, um mein Pferd gleich bei der Hand zu haben, im Falle ich in einen Hinterhalt gerathen wäre, und zur schnellen Flucht mich gezwungen sehe. An ein Uebernachten dachte ich gar nicht, ich wollte nur alles auspähen im Schlosse und dann gleich zu euch reiten; denn ich bin gewohnt Wort zu halten, wie ihr wißt.“

„Unter dem Vortritte von Pagen mit Windlichtern stiegen wir die Treppe hinauf. Oben empfing uns Donati's Schwester, Lucana, in der That eine blendende Schötheit, in einem von verschiedenfarbigen Juwelen funkelnden Gewande. Unter vier Augen, an einem einsamen Orte außerhalb des Schlosses, hätte ich sie ermordert und ausgezogen, hier aber hielt ich eine schmeichelhafte Anrede in den zierlichsten Worten, welche sie, von zwei hübschen Gesellschaftsdamen umgeben, mit großem Vergnügen und lächelndem Munde anhörte und recht artig erwiderte.“

„Sie führte mich an der Hand in den Saal, worin meisterhafte Gemälde hingen, darunter auch der Brand von Troja, so täuschend, daß ich bisweilen glaubte, die Funken durch den dunklen Rauch emporfliegen zu sehen. In einem anstossenden Gemache wies sie mir andere geschichtliche Bilder, die sie mir mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit erklärte.“

„Folget mir jetzt in einen andern Saal, erlauchter Prinz!“ sagte die schöne Dame, „wo ihr Dinge sehen werdet, gegen welche diese hier nur Kinderspiele sind!“

„Sie führte mich an ihrer seidenweichen, aber eisfalten Hand. Die Wände dieses Saales waren vom reinsten Golde und strahlten im Widerscheine eines auf dem Tische stehenden prachtvollen, goldenen, eisernen Armleuchters mit zwölf brennenden Wachskerzen. Da sah ich die allerherrlichsten Statuen, jede aus einem einzigen Stücke von weißem Marmor kunstvoll gemeißelt, darunter eine wunderschöne Venus, die, nach längerer Betrachtung, mit ihren süßen Lippen zu lächeln, und mit ihrem Köpfehen zu winken schien, was ich für eine Täuschung meiner Augen hielt. In jeder Ecke des Saales stand ein Clavicymbel. Sie spielte kunstfertig auf einem derselben, und sang dazu ein wonnevolles Liebeslied mit einer zauberischen Stimme und die nämlichen Instrumente in den übrigen drei Ecken des Saales spielten von selbst mit. Ich äußerte die größte Verwunderung über eine so unbegreifliche Kunst. Die Dame lächelte und ging mit mir in einen andern Saal.“

„Hier öffnete sie einen großen Schrank und zog mehr als 100 kleine Echnbläden heraus, worin die allerzärtlichsten Edelsteine schimmerten; auch eine Schnur von Perlen zeigte sie mir, von denen ich jedes Stück auf fünfzigtausend Kronen schätzte, und solcher Perlen waren über 200.“

„Teufel!“ rief Manfred aus, „wenn wir nur diese Edelsteine und Perlen bekämen, die übrigen Kunstfachen wollte ich gerne zurücklassen, da sie uns leicht verrathen könnten.“

„Dies dachte ich auch in diesem Augenblicke,“ fuhr Robert fort: „es zuckte mir in den Fingern; ich fühlte Lust, der schönen Dame schnell die Gurgel zu durchschneiden, und mit dem Raube davonzuweichen. Wenn aber das Thor zugesperrt gewesen und Donati mit allen seinen Leuten über mich hergefallen wäre? Es ließ sich nicht machen. Ein anderes Ereigniß verdrängte bald diesen Gedanken aus meinem Kopfe. Auf dem Schranke stand, bisher unbeweglich, ein schneeweißer Hahn, der plötzlich zu krähen anfang, auf die Tafel herunterstog und mit zwei Schlägen seiner breiten Flügel die beiden brennenden Wachskerzen auslöschte, so daß es im Saale ganz finster wurde.“

„Dies konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, das sah ich wohl ein, ließ mich aber nichts anmerken. Die Dame stülte sich ärgerlich über das Treiben des Hahnes, sagte ihn von der Tafel weg und klopfte mit einem Schlüssel an die Wand, aus der eine kleine Flamme hervorzischte, welche nicht nur die beiden ausgelöschten Kerzen auf der Tafel, sondern auch alle Kerzen auf den zahlreichen Wandleuchtern anzündete. Der weiße Hahn stand wieder ganz ruhig auf dem Schranke.“

„Die Dame trat vor mich hin, schaute mir mit einer ernsten Miene in die Augen, und fragte:

„Erlauchter Prinz! Hat euch der weiße Hahn keine Furcht eingejagt?“

„Laut lachend antwortete ich: Furcht? Stellt den Teufel mir gegenüber und ich fürchte ihn nicht! Bin ich doch selbst Teufel genug!“

„Die Dame schien bei diesen Worten aus innerem

Merger, sich in mir getäuscht zu haben, zu beben. Aber das gesteh ich offen, fuhr ich fort, daß ich recht gerne wissen möchte, welche Beschaffenheit es mit diesem Hahne habe.“

„Gerne will ich euch Aufschluß darüber geben, wenn ihr Muth genug habet, das Ende abzuwarten,“ versetzte sie.

„Oh! darüber seid unbesorgt, schöne Dame, antwortete ich.“

„Sie öffnete einen gewaltigen Schrank von sechs Flügelthüren mit zwölf Fächern. In jedem derselben stand das Todtengerippe eines Menschen; ihre scheußlichen Gesichter waren noch im halb eingetrockneten Fleische erhalten. Die Dame wies sie mir mit dem Finger, ohne ein Wort zu sprechen.“

„Sind dies ägyptische Mumien?“ fragte ich ganz gelassen.“

„Diese Frage machte sie betrübt und zornig, und statt einer Antwort gab sie mit dem Fuße dem nächsten Todtengerippe einen Stoß, welches sich sogleich zu bewegen begann, mit dem linken Ellenbogen seinen entfleischten Nachbar in die Seite stieß, und so Einer den Andern, die ganze Reihe entlang. Dann riß jedes Todtengerippe aus dem Leibe des zunächst Stehenden einen Knochen, alle zwölf Skelette sprangen nun klappernd aus ihren Schranknischen und drangen auf mich ein.“

„Ein rascher Blick auf die schöne Dame zeigte mir, daß sie jetzt wie eine alte, häßliche Hure aussah, mit hackenförmiger Nase und spitzigem Kiene.“

„Da du dich nicht fürchtest, prahlerisches Prinzipal!“ schrie sie mit blitzenden Augen, „so zeige jetzt deinen Muth, sonst schlagen dich diese Grabgesellen mit ihren Knochen todt!“

„Wie Hagelkörner ließ ich die Hiebe meines Schwerzes auf die Beingehäuse regnen; aber ich fand kein

Fleisch und kein Blut und auch die Knochen brachen nicht entzwei. Ich sah ein, daß dieser ungleiche Kampf mich ermüden und zuletzt dennoch für mich nicht siegreich enden würde. Immer mich tapfer gegen ihre Streiche wehrend, von denen keiner meinen Leib traf, zog ich in den Gang mich zurück, erreichte die Treppe und den Hof, immer von den Todtengerippen verfolgt, die klappernd hinter mir humpelten, wie wenn sie auf Steilen gingen, sprang im vollen Laufe von rückwärts in den Sattel meines Pferdes, das noch ruhig auf mich wartete, setzte über einen breiten Graben, weil das Thor verschlossen war und ritt dem Jagdschlosse zu, ohne Hut und Mantel, die ich ihm Schloßhose verloren hatte."

"In dem Augenblicke, da der Blitz neben mir in eine Tanne schlug, wurde mein Pferd scheu, stolperte über eine vorragende Baumwurzel, stürzte und ich flog über seinen Hals hinaus auf den Boden, ohne die geringste Verletzung, lief meinem Pferde nach, das nun mein Wegweiser wurde, und -- da bin ich nun, in eurer Mitte."

"Das hätte ein böses Ende nehmen können," bemerkte Klotar.

"Nah!" erwiderte Robert, "vielleicht für einen Andern, nicht aber für mich, der ich selbst ein Enkel Teufel bin. Es war alles nur Herzenspuck, und ich hätte nur einen gewissen Namen aussprechen dürfen, den gewisse Leute einen heiligen Namen nennen; aber ich konnte ihn nicht übers Herz bringen."

"Gewöhnliche Leute dürfen nicht viel Spaß mit dem Teufel machen," sagte Manfred lachend, "ohne übel wegzukommen. Da fällt mir eben eine kleine, lustige Geschichte ein, über die ich immer lachen muß, so oft ich daran denke."

"Erzähle sie!" riefen die andern Gäste.

"Wenige Wochen vor der Zeit, da ich so dumm war, mich erwischen zu lassen, was mich auf die Galeere brachte, saß ich um Mitternacht in einer Räuberschenke im Walde bei der Stadt Rochelle mit meinen Kameraden. Bei uns war auch ein Lump aus der Stadt, der den Verkauf der von uns geraubten Sachen besorgte, und dabei seinen eigenen Vortheil nicht vergaß. So oft nun einer von uns einen Verdacht an seiner Ehrlichkeit äußerte, pflegte er immer seine Unschuld mit den Worten zu bezeugen: „Der Teufel soll mir die Nase schneuzen, wenn es nicht wahr ist!“

"In der nämlichen Nacht fluchte er wenigstens zwanzigmal mit diesen Worten, bis denn doch endlich dem Teufel die Gebuld ausging, der plötzlich durch den welschen Kamin herunterrutschte, mit einer glühenden Feuerzange des Fluchers Nase packte, ihn so den ganzen Tisch herumführte, und dann wieder durch den Schornstein hinausfuhr. In der ersten Ueberraschung hielten Einige den Spaß für die Privatache eines Kaminfegers, aber die Weisten hatten die Hörner und Bocksfüsse des Teufels so deutlich gesehen, daß an seiner Person nicht zu zweifeln war. Der arme Bursche mußte ein paar Pfund Salben an seine Nase schmieren, bis er seine Schmerzen verlor, das Brandmal aber blieb ihm noch bei seiner Standeshöherung."

"Was ist er denn geworden?" fragte Lucia.

"Gehängt!" antwortete Manfred trocken, was ein allgemeines Gelächter erregte.

"Bei der ganzen Nasengeschichte wundert mich nur," fuhr Manfred fort, "daß der Teufel diese Ne-tourfahrt nicht benützte, um wenigstens einen von uns mitzunehmen."

"Tief war ein überflüssiges Reisegepäck gewesen," bemerkte Robert lachend, "daß schon auf eigene
Robert der Teufel.

Kosten zur gelegenen Zeit nachfolgt. Deswegen halt ich auch den Teufel nicht für so dumm, einen Vertrag mit einem Menschen einzugehen, ihn so und so viele Jahre mit Allem zu bebienen, was er sich wünsche, gegen Verschreibung seiner Seele. Solche Seelen kommen nach und nach schon von selbst zum Teufel, und ersparen ihm alle Kosten und Mühen.“

Solche frevelhafte Gespräche wurden noch bis zum Anbruch des Tages fortgesponnen.

Da kam ein Postillon aus dem Marstalle geritten, mit einem kurzen Briefe an Robert von seinem Vater, dem Könige, worin dieser ihm auftrug, noch am nämlichen Morgen zu einer wichtigen Unterredung zu ihm zu kommen.

„Ein Vater ist bisweilen etwas recht Listiges,“ äusserte Manfred, „wenn er überall mit sogenannten guten Lehren in den Weg tritt. An deiner Stelle —“

„Würdest du ihn aus dem Wege räumen, nicht wahr, Manfred?“

„Gewiß.“

„Ich dachte auch schon oft daran, und ich wäre sehr geneigt, mit eigener Hand mich zu einer Doppelwaise zu machen, da ich die zwei Personen tödtlich hasse, die sich meinen Vater und meine Mutter nennen. Aber dann müßte ich König werden, und das mag ich nicht und eben so wenig Lust habe ich, mein Königreich zu verschenken.“

„Aber warum willst du denn nicht König werden?“

„Weil ich dann mein bisheriges Leben nicht fortführen könnte, ohne fortwährend im Kriege mit den Nachbarstaaten verwickelt, oder von meinem eigenen Volke umgebracht zu werden. Bisher erhielten die Weisten, die durch mich beschädigt wurden, reichliche Vergütung durch den König; freilich kann er jenen, die ich getödtet habe, kein neues Leben verleihen; das thut aber nichts, es gibt immer noch Leute genug

Ich führe lieber als Königssohn mein bisheriges Treiben fort, als daß ich die Pflichten eines Königs zu erfüllen, auch nur scheinen möchte. — Und nun lebt wohl! Im Paradiese sehen wir uns wieder.“

Paradies nannten diese verruchten Bösewichter ihre Mörderhöhle.

Fünf Minuten später sprengte Robert der Residenz zu.

Heirathsangelegenheiten.

Der König empfing seinen Robert mit ernster Miene. Er saß vor einem Marmortische, über welchen eine Decke von grüner Seide gebreitet war. Eine breite Bauschung mitten auf diesem Tische ließ Sachen vermuthen, von einem dichten schwarzen Schleier verhüllt.

„Du siehst heute sehr blaß aus, Robert?“

„Ich habe wenig und schlecht geschlafen.“

„Warum?“

„Bermuthlich weil ich gestern im Walde zu lange und zu eifrig jagte.“

„Wer war im Jagdschlosse in deiner Gesellschaft?“

„Die fremden Edelleute und Damen, die schon lange meine Gäste sind.“

„Sei vorsichtig, Robert! Es sind mir schon verschiedene, sehr ungünstige Nachrichten über sie zugekommen.“

„Nah! Neid! Weiter nichts!“

„Wollte Gott! daß ich mich täusche! Aber ich fürchte, daß diese Nachrichten wahr sind.“

Der König zog den schwarzen Schleier weg, schaute Robert mit einem durchdringenden Blicke an, und fragte ihn:

„Kennst du diese Gegenstände?“

„Ei, mein Hut und mein Mantel!“

„Hast du beide gestern getragen?“

„Ja, auf der Jagd.“

„Auf welche Art hast du sie verloren?“

„Ein Blitz schlug neben mir in eine Tanne ein; mein Renner wurde scheu, stolperte, stürzte, und schleuderte mich über seinen Kopf hinaus. An dieser Stelle muß ich Hut und Mantel verloren haben.“

„In welcher Gegend geschah dieß?“

„Nicht weit vor dem Anfange der Schloßallee.“

„Sonderbar! Gerade im entgegengesetzter Richtung, zwei Stunden seitwärts, hat heute zwischen 2 und 3 Uhr Morgens ein Walbhüter diesen Hut und diesen Mantel in einer Richtung des Waldes auf einem Aschenhaufen zwischen halbvermoderten Menschengebeinen gefunden.“

„Das ist freilich sonderbar!“

„Du erschrickst nicht einmal darüber?“

„Erschrecken? Das ist ein Gemüthszustand, den ich gar nicht kenne.“

„Wie war es möglich, daß dein Hut und Mantel so weit weg auf eine so verdächtige Stelle kamen?“

„Das weiß ich nicht. Vermuthlich hat sich der Teufel als Robert der Teufel verkleidet, wie mich das dumme Volk nennt, um allerlei böse Streiche zu verüben, die dann mir aufgebürdet werden.“

Der König schüttelte den Kopf.

„Man hat mich auch gewarnt, daß du nach der Krone strebest, und mir und der Königin nach dem Leben!“

Robert lachte laut auf.

„Glaubt das ja nicht! Ich bin recht froh, kein König zu sein, und mag auch kein König werden. Als solcher hätte ich besondere Pflichten und ich bin ein abgesagter Feind von Pflichten.“

„Das ist eine abscheuliche Ansicht!“

„Reichmacksache! Von dieser Verleumdung war auch gestern in meinem Jagdschlosse die Rede, und

meine Gäste hielten mir so langweilige Moralpredigten, daß nur meine Rücksicht auf Gastfreundschaft mich abhielt, sie Alle mit meinem Schwerte zum Thore hinauszufucheln.“

Der König machte eine ungläubige Miene und fuhr fort:

„Du bist jetzt 20 Jahre alt.“

„Das hat mir meine Amme schon gesagt.“

„Ich bin gesonnen, dich in Gegenwart der Edlen meines Königreiches zum Ritter zu schlagen.“

„So!“

„Bei dieser feierlichen Handlung wirst du schwören, dein Schwert nur für Gott und die gerechte Sache zu ziehen, bedrängte Wittwen und Waisen zu beschützen, —“

„Schon genug! Ich will nicht schwören.“

„Warum?“

„Weil man mir auf mein Wort glauben muß.“

„Dann kannst du auch den Ritterschlag nicht erhalten.“

„Thut nichts! Deshalb bin ich doch von höherem Range, als jeder Ritter, und gedenke, noch manchen Ritter zu schlagen, ohne selbst ein Ritter zu sein!“

„Du gehst auch nie in die Kirche.“

„Fremde Andacht stört mich. Wenn ich beten wollte, würde ich allein beten; aber — ich will nicht beten.“

„Du wirst es noch bitter bereuen!“ sagte der gute König, tief betrübt über die gottlosen Aeußerungen seines einzigen Sohnes.

„Neue ist mir so unbekannt, wie die Furcht.“

„Vielleicht kann eine schöne und tugendhafte Gemahlin durch ihre zärtlichen Ermahnungen, und durch ihr gottseliges Beispiel deine Besserung bewirken, und deine Seele vom ewigen Verderben retten.“

„Möglich wenn sie lange genug lebt und ihr die Geduld nicht ausgeht.“

„Bist du also geneigt, in den heiligen Ehestand zu treten?“

„Heilig! Was heilig! Laßt diese Redensarten, und saget ganz einfach, daß ich eine Frau bekommen soll!“

Der König seufzte.

„Ist sie schön, reich? — Wer ist sie?“ fragte Robert.

„Sie ist die einzige Tochter des Königs von Provence, Ermengard, von himmlischer Schönheit, wenn man dieß ohne Sünde sagen darf, von seltener Weisheit, selbst prophetischen Geistes und so tugendhaft, daß sie sogar im Geruche der Heiligkeit steht.“

„Das ist mir der unangenehmste Geruch und die geringste Blume in meinem Wintergarten duftet mir lieblicher. Nun, ist diese Betschwester nur einmal 4 Wochen lang meine Frau, so wird sie den Geruch der Heiligkeit schon verlieren.“

„Sprich nicht so verruchte Worte über heilige Dinge und über eine so hohe Prinzessin, welche außer den herrlichen Gaben der Tugend und Schönheit, auch einen solchen köstlichen Schatz von Gold und Edelsteinen mitbringt, daß man ein Kaiserthum damit kaufen könnte.“

„Das ist ein Schatz, den ich gerne heirathe.“

„Mein Hofmaler erwartet dich im Malersaale, um dein Bildniß zu malen, welches ich mit einer glänzenden Gesandtschaft an den königlichen Hof von Provence senden werde, an deren Spitze mein vornehmster Hofbeamter um die Hand der Prinzessin für dich werben soll.“

Robert schien in Gedanken verloren zu sein und erwiederte:

„Wenn die Prinzessin nur schon da wäre!“

„Du sehnst dich nach ihr?“

„Ja, ich muß es gesehen.“

„Oh! das ist ein gutes Zeichen!“

Wie sehr täuschte sich der gute König und arme Vater über die Gesinnungen seines Sohnes. Er hatte allerdings Sehnsucht nach der Prinzessin, aber nicht, um sie zu heirathen, sondern sie unterwegs, mit Beistand aller seiner Raub- und Mordgenossen, in völliger Verwundung, sammt ihren mitgebrachten Schätzen zu entführen, nächtllicher Weile in das Jagdschloß (Paradies genannt) zu schleppen, und ihr ganzes Gefolge umzubringen, im Falle die Entführung nicht unbemerkt von diesem sollte geschehen können.

Robert wollte seinen Hut und Mantel nehmen, die auf dem Tische lagen, um sich zu entfernen; der König aber hielt ihn davon ab, indem er ausrief:

„Berühre diese Sachen nicht mehr, die ohne Zweifel seit der vergangenen Nacht in Teufels Händen gewesen sind. Sie sollen in Gegenwart meines Hofkaplans verbrannt werden.“

Ein Volksaufstand.

Indem ließ sich ein dumpfes Geschrei von der Straffe her vernehmen, das immer lauter wurde, je näher es dem Residenzschlosse kam.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der König besorgt und trat an ein Bogensfenster.

„Raufhändel!“ meinte Robert.

Ein alter Diener der königlichen Burg stürzte leichenschwebend herein und rief:

„Allergnädigster König! ein Volksaufstand!“

Nach diesen Worten eilte derselbe wieder jammernd zur Thüre hinaus. Die Menschenmenge auf dem freien Plage vor der Residenz schwoh immer mehr an; als Robert ans Fenster trat, erhob sich ein wildes Geschrei, und geballte Fäuste drohten ihm. Er

blieb furchtlos stehen, und warf ihnen vernichtende Blicke zu, wodurch er die Flamme des Aufruhrs noch immer ärger schürte.

Hofdiener kamen hastig und sprachen:

„Das Volk verlangt ungestüm, mit dem Könige zu reden, da sich etwas Schreckliches ereignet habe.“

„Was denn?“

„Das soll Niemand erfahren, als der König. Die Leute stoßen die größten Verwünschungen aus.“

„Gegen ihren König?“

„Nein, gegen —“

„So sprich!“

„Gegen den Prinzen Robert.“

„Siehst du!“ sagte der König mit einem Blicke des stillen Vorwurfs zu ihm.

„Was ist jetzt zu thun?“

„Laßt mich an die Spitze eurer Leibwache treten, und in kurzer Zeit will ich den Platz da unten von dem aufrührerischen Gesindel säubern, daß nur noch die Leichenträger zu thun haben.“

„D nein! Ich liebe mein Volk, und mein Volk liebt mich!“

Zu einem Diener gewendet, fügte er bei:

„Sag den Leuten, sie sollen Abgeordnete aus ihrer Mitte wählen und zu mir senden, ich sei bereit mit ihnen zu sprechen!“

Bald darauf traten vier Männer in das Gemach, verbogenen sich vor dem Könige, warfen aber scheue Blicke auf Robert und schauten sich verlegen einander an.

„Wollt ihr vielleicht mit mir allein sprechen?“ fragte der König.

„Ja; lieb wär's uns freilich,“ meinte der Vordermann.

„Warum?“

„Offenherzig gestanden, weil wir eine Beschwerde vorzubringen haben gegen den Herrn Prinzen da.“

„Wie? gegen mich?“ sagte Robert mit der ruhigsten Miene.

„Ja, gegen euch.“

„Nun, dann bleib ich da, um mich vor meinem Könige und Herrn in eurer Gegenwart zu verantworten. Sprecht frei aus, was ihr auf dem Herzen habt, gerade so, als könnt ich kein Wort davon hören. Ich bin überzeugt, daß ihr eine bessere Meinung von mir fortnehmen werdet, als ihr gebracht habt.“

Der vorige Sprecher der Beschwerdeführer faßte Muth und begann:

„Allergnädigster König! Es ist euch wohl bekannt, wie viele Klagen und Unruhen in dieser Stadt und im ganzen Lande wegen des Lebens und Treibens des Prinzen Robert bereits entstanden sind, so wie auch mit aufrichtigem Danke allgemein anerkannt wird, wie gerne die königliche Güte in solchen Fällen Entschädigung gewährt hat, wo eine Entschädigung möglich gewesen ist. Vor einer Stunde aber geschah etwas so Entsetzliches, daß die ganze Stadt in der äußersten Bestürzung ist. Die hübsche und reiche, an einen ehrengedachten Wechselherrn verlobte Kaufmannstochter, Jungfrau Agathe Bollemne, ist mit ihrer Jose spazieren gegangen, mit der Bemerkung, daß sie längstens in einer halben Stunde wieder heimkommen werde. Zwei ehrbare Bürger sahen sie in den Wintergarten des Prinzen gehen; sie warteten lange Zeit, ohne daß sie dieselben wieder herausgehen sahen. — Holzhauer fanden im Gebirge, nicht weit hinter dem Wintergarten, die Leichen Agathens und ihrer Jose mit abgeschnittenen Hälften und brachten sie auf einer aus Baumästen bestehenden Tragbahre in das elterliche Haus. Der Jammer daselbst ist unbeschreiblich.“

„Und diesen Doppelmord soll vielleicht ich verübt haben, der ich seit dem frühesten Morgen in der Residenz unter den Augen des Königs mich befinde?“ fragte Robert lächelnd und mit sanftem Tone.

„Dies können wir freilich nicht geradezu behaupten, wohl aber, daß schon viele Personen aus der Stadt, vorzüglich aber durchreisende Fremde, diesen Wintergarten besucht haben, und nicht mehr zurück — kehrten.“

„Es ist ja Niemand gezwungen hineinzugehen; wer sich fürchtet, der bleibe weg. Das ist Geschwäg alter Weiber. Es steht Jedermann frei, alle Winkel meines Paradieses zu durchsuchen; kein Mensch wird etwas Verdächtiges darin finden. Leider ist es jetzt schon zur Gewohnheit geworden, bei allen Verbrechen zu sagen: „das hat Robert der Teufel gethan!“ Was aber die Ermordung dieser zwei Frauenspersonen betrifft, so will ich euch ein ganz anderes Licht aufzünden.“

„Wenn dieselben angegeben haben, von ihrem Spaziergange längstens in einer halben Stunde wieder zurückkommen zu wollen, so konnten sie nicht in den Wintergarten gehen, der eine gute Stunde von der Stadt entfernt liegt. Ihre Eltern hätten ihre junge Tochter nicht an einen ehrengewachten Wechselhern verloben sollen, an einen alten, reichen Geizhals; der geheime Liebhaber des Mädchens ist, wie ich gehört habe, ein junger hübscher Mensch, Namens Alland, Buchhalter in einem andern Handelshause. Agathens Eltern sollen nur nachforschen, ob ihnen nicht Geld und Kostbarkeiten entwendet wurden; ist dies der Fall und Alland verschunden, dann rechtfertigt sich mein Verdacht, daß er seine Geliebte betreibt hat, so viel als möglich Werthvolles zu sich zu stecken und mit ihm in ein fernes Land zu fliehen, um dort das eheliche Band zu schliessen, das man

ihnen hier verweigern würde. Wahrscheinlich hat Alland das Geld seiner Geliebten mehr geliebt, als sie selbst und somit Agathe und ihre Jose umgebracht, sodann allein die Flucht ergriffen.

„Ich will dem Alland nicht unrecht thun; möglicherweise, daß er noch hier ist, wo nicht, so ist es auch noch möglich, daß alle Drei in die Hände der Raubmörder fielen, welche schon lange Zeit im Gebirge ihr Unwesen treiben, daß Alland entkam und die beiden Frauenspersonen ermordet wurden. Der König hat schon die größten Anstrengungen gemacht, diese verfluchte Roite zu vernichten; wie oft schon habe ich mein eigenes Leben dabei gemagt, und Wunden davon getragen; die blutigen Bestien scheinen wie Pilze aus der Erde zu wachsen. Wenn alle kampffähigen Männer von hier den Muth haben, einen allgemeinen Streifzug gegen sie zu unternehmen, so bin ich mit Freuden bereit, mich an die Spitze zu stellen und durch meine Tapferkeit zu beweisen, daß ich mit Ruhm und Ehre den Namen trage: Robert der Teufel.“

Der Wortführer und die übrigen drei Abgeordneten, waren durch diese Anrede ganz verblüfft, welche ihre Anklage verwirrte und widerlegte. Berlegen starrten sie den Boden an; sie wußten nicht mehr, was sie sagen sollten.

Endlich nahm jener, der immer gesprochen hatte, wieder das Wort:

„Es thut uns recht leid, gnädigster Prinz! daß euch Unrecht geschehen ist; wir wollen die Sache jetzt noch genauer zu erforschen suchen.“

„Das hättet ihr zuvor thun sollen,“ erwiderte der Prinz.

„Ja wohl; allein der allgemeine Schrecken über dieses furchtbare Ereigniß war zu groß, und das Verlangen des erbitterten Volkes zu dringend, als daß wir ohne Gefahr für unser Leben die Beschwerde zu

stellen unterlassen konnten. Zürnet uns deshalb nicht, allergnädigster König und gnädigster Prinz!"

„Nicht im mindesten,“ versetzte der König, „vielmehr freut es mich, daß ihr meinem Sohne Gelegenheit verschafft habet, euch eine bessere Meinung von seinem Charakter beizubringen, als ihr bisher davon hattet. Saget getreulich alles, was ihr nun gehört, euern Mitbürgern, meinen lieben Unterthanen, die da unten auf euch warten, und ermahnet sie, ruhig nach Hause zu gehen, und künftig allen Beschwerden eine reißliche Ueberlegung vorausgehen zu lassen.“

„Gewiß, das werden wir thun. Wenn uns nur auch der gnädigste Prinz verzeihen möchte.“

„Gerne verzeihe ich euch euern allzugroßen Eifer, ihr lieben wackern Leute!“ äufferte Robert, gar freundlich lächelnd, „nennet mir eure Namen, damit ich euch gelegentlich Wohlthaten erweisen und auf diese Art Böses mit Guten erwidern kann.“

Sie nannten ihre Namen und betheuertem wiederholt, wie unbegreiflich es sei, einen Prinzen von so edlen Gesinnungen so sehr zu verkennen.

Robert reichte jedem der Scheidenden die Hand, worüber sie höchlich entzückt waren und wenige Worte derselben genügten, die auf dem freien Plage vor der Residenz Gartenben zu zerstreuen.

„Ich bin heute mit dir zufrieden, Robert!“ sagte der König mit heiterer Miene, als er mit seinem Sohne allein war.

„Ihr würdet es immer sein, wenn ich bei jeder Missethat, die man mir zur Last legt, eine solche Gelegenheit fände, mich zu vertheidigen.“

„Geh jetzt zum Hofmaler. Ich will nicht länger dein Glück verschieben.“

Robert entfernte sich mit einer Verbeugung. Während der ganzen Unterredung hatte er den König nicht ein einziges Mal „Vater“ genannt.

Der König ging sogleich zur Königin, um ihre Freude über die Rechtfertigung Roberts mitzutheilen.

Am nämlichen Abende waren alle Weinschenken zu Alles von Bürgern überfüllt, die über das blutige Ereigniß dieses Tages ihre Meinungen austauschten. Die angestellten Nachforschungen hatten wirklich dargethan, daß Agathe eine Menge Gold und Kostbarkeiten aus dem elterlichen Hause mitnahm, daß Albrand ihr geheimer Liebhaber, gleichfalls auch verschwunden, und Agathens Zofe nirgends zu finden war. Den vier Abgeordneten, die sich in vier verschiedene Schenken vertheilten, gelang es, jeden Verdacht von Robert abzuwenden.

Als aber der Tag anbrach, fand man jeden von ihnen erdroffelt und ausgeraubt vor der Thüre seines Hauses. —

Das Paradies.

Eine Stunde südlich von der Hauptstadt Alles erhebt sich ein großes Felsengebirg, auf dessen Scheitel ungeheure und undurchdringliche Wälder liegen. Am Fuße dieses Gebirges hatte sich Robert einen prächtigen Wintergarten anlegen lassen, den er das Paradies nannte, eine halbe Stunde lang und eben so breit, mit Wänden und gewölbter Decke von venetianischem Glase auf schlanken Säulen von Erz. In diesem Wintergarten befanden sich Drangen-, Citronen- und Dattelsäume, Palmen, Fiersträucher, die köstlichsten Blumen aller Art, kleine Wasserfälle, Springbrunnen, auf denen goldene Kugeln im Sonnenlichte funkeln auf und ab hüpfen, zierliche Statuen aus weißem Marmor, neckende Fergänge, kurz Alles, was nur immer das Auge ergötzen konnte. Am Eingangsthore verkündeten goldene Buchstaben auf einer Tafel

von Mabafter freien Eintritt in den Garten, mit der freundlichen Bitte um Schonung desselben.

Wenige Schritte vor diesem Thore stand ein hübsches, geräumiges Jägerhaus mit großen Stallungen, in welchem die Besucher des Paradieses Erfrischungen aller Art gegen billige Vergütung erhalten konnten. Den Hintergrund des Wintergartens bildete, in Felsen gehauen, eine Muschelgrotte mit Wasserkünsten. Auf einen Druck verschloß ein Vorhang von Wasser fünf Minuten lang, für jedes Auge unsichtbar, die Grotte; oder einzelne, an den Wänden angebrachte, groteske Köpfe spien Wasser, oder es kam ein Platzregen von unten herauf, oder von oben herab, und wer immer nicht durchnäßt werden wollte, flüchtete sich auf eine steinerne Bank, die ganz hinten in der Grotte unter einem schützenden Gewölbe stand, welches auf einer ganz glatten Felsenwand ruhte.

Wer dieses Kunstwerk kannte, das keinem Zufalle preisgegeben war, durfte nur leise auf eine gewisse Stelle drücken, und mit der Schnelligkeit des Blizes drehten sich Wand, Bank und Boden, auf dem sie stand, völlig einwärts und eine eben solche Wand, Bank und Boden ersetzten ihre Vorgängerinnen. Wer nun eben auf einer solchen Bank saß, und nicht zu Roberts Raub- und Mordgenossen gehörte, die in den weiten, inneren Felsenräumen gräulich hauseten, fiel in ihre Gewalt, wurde ausgeraubt, auf alle Art mißhandelt und oft unter den größten Martern ermordet. Das Licht des Tages sah ein solches Opfer nie wieder. Gewöhnlich warf man die Ermordeten in eine Kalkgrube; späterhin wurde es für räthlicher gehalten, sie durch einen geheimen Schacht nächtlicher Welt in den Wald hinaufzuschaffen, um die Meinung zu verbreiten, daß sie die Opfer einer daselbst versteckten Räuber- und Mörderbande geworden seien.

Ein solches Verschwinden der Bänke ließ sich aber

nicht bloß von einer solchen Bank aus bewirken, sondern auch von inwendig auf beiden Seiten der Grotte, durch deren Muschelwerk man recht gut sehen konnte, wer auf der Bank saß, und ob der Fang sich der Mühe lohne.

Die Arbeiter, welche diesen Kunstbau nach der Angabe und unter der Aufsicht Roberts ausgeführt hatten, durften während der ganzen Zeit das Jägerhaus nicht verlassen, wo sie, neben reichlichem Lohne, gute und freie Verpflegung fanden. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß alle Bedienenden im Jägerhause zu Roberts verruchten Rotte gehörten. Als die Arbeiter fertig waren, mußten sie im Walde oben einen Brunnen graben, angeblich um außerhalb des Paradieses, seitwärts einen mächtigen, künstlichen Wasserfall anzulegen. Zufällig aber, — so sagte man wenigstens, — wurden sie eines Tages Alle durch einen Erdsturz verschüttet, als sie schon 30 Fuß tief gegraben hatten. Dieser Erdsturz war ein Werk der Mörder, damit die Arbeiter die Geheimnisse des Paradieses nicht verrathen konnten.

Am frühen Morgen des vorigen Tages, an welchem das erzählte blutige Ereigniß geschehen war, saß auf der verhängnißvollen steinernen Bank in der Grotte des Paradieses die gleich einer Hofdame gekleidete Alalie, in einem Buche lesend, über welches sie oft erwartend in den Wintergarten hinauschielte. Plötzlich trat Agathe, an der Seite ihrer Jose, die ein schweres Käßchen trug, mit verstörten Blicken in die Grotte, schaute forschend umher, erblickte Alalie, welche sie für eine vornehme Dame hielt und verneigte sich vor ihr.

Alalie dankte ihr mit einer freundlichen Miene, und sagte:

„Um Vergeltung, suchen Sie nicht hier einen jungen Mann, der sie zu sprechen wünscht?“

„Ja, so ist's!“

„Er war so eben da, in der Hoffnung, sie schon zu finden, ist wieder fort und versprach sogleich zurückzukehren.“

„Ich danke verbindlichst. Es ist aber doch sonderbar, daß er mir nicht begegnete!“

„Vermuthlich ist er in den Irngarten gerathen; er kann nicht lange ausbleiben. Nehmen sie gefälligst Platz neben mir!“

„Mit wem hab ich die Ehre zu sprechen?“

„Ich bin eine Hofdame der Königin.“

„Ah! eine große Ehre für mich!“

Sie setzte sich neben Atalie.

„Vermuthlich Ihre Jose?“ fragte Atalie, ganz unbefangen mit ihrem Kopfe auf jene deutend.

„Zu dienen.“

„Ei, sie werden von dem weiten Wege auch ermüdet sein; setzen sie sich doch, wenn ihre Gebieterin es erlaubt!“

„O, recht gerne,“ sagte Agathe, „wenn die gnädigste Hofdame nichts dagegen hat.“

„Im Gegentheile, sie entspricht dadurch ganz meinem Wunsche.“

Atalie sprach die Wahrheit: sie wünschte — das Kästchen.

Raum hatte die Jose auf der Bank Platz genommen, als sie auch schon alle Drei im Innern der Mörderhöhle waren, wo Agathe und ihre Jose sogleich von den Unmenschen in Empfang genommen, entkleidet und an Pfähle gebunden wurden. Ihr Jammer war herzzerreißend.

Auf der gewechselten Bank saß in der Grotte Lucia, eben so gekleidet, und in einem Buche lesend. Alland kam, voll sichtbarer Unruhe, Agathe hier nicht zu treffen. Lucia benahm sich wie Atalie, aber der junge Mann wollte sich durchaus nicht setzen, sondern

am Eingange der Grotte die Geliebte erwarten, vermuthlich weil er ihre Eifersucht befürchtete, wenn sie käme und ihn neben einer schönen Dame sitzen sähe. Lucia bangte, es könnte zufällig noch Jemand kommen und dadurch ihr Plan vereitelt werden, daher sagte sie nach einer kurzen Pause:

„Mein Herr, sie strengen ihre Augen vergebens an!“ —

„Warum, meine gnädige Dame?“

„Dieses kleine Geheimniß,“ antwortete sie mit dem freundlichsten Lächeln, „will ich ihnen sogleich anvertrauen, wenn sie den Muth haben, so artig zu sein, bei mir Platz zu nehmen.“

Die Neugier zog Alland auf die Bank hin, und auf der Stelle erfuhr er das Geheimniß, als die Bank auch mit ihm verschwunden, und er entkleidet, Agathen gegenüber, gleichfalls an einen Pfahl gebunden war.

„In dem Rocke dieses Menschen,“ sagte Klotar, „hab ich vier Rollen Goldstücke gefunden.“

„Leg sie in dieses Kästchen, das uns die schöne Jungfrau da gebracht hat und voll Gold und Juwelen ist; Beide haben recht gut gestohlen — für uns. Die Theilung geschieht, wenn Robert kommt, der, wie ihr wißt, in seinem Jagdschlosse den ganzen Plan entworfen hat.“

„Aber ich beargeweise nicht, daß Beide gerade in das Paradies kamen?“

„Durch Briefe an ihn und sie, welche Roberts Amme kriegelte; die Jungfrau bestellte in ihrem Briefe an den Geliebten diesen zur Flucht, und zur weitem Verabredung in die Grotte des Paradieses, weil sie in wenigen Tagen mit dem ehrenwürdigen Wechselherren getraut werden sollte, was gar nicht wahr ist; vielmehr wollten die Eltern dieser Tage ihre Tochter mit der Einwilligung in ihre Vermählung mit ihrem Ge-

lieben überraschen. In dem Briefe des Geliebten an die Jungfrau, scheinbar mit einer vor Angst zitternden Hand geschrieben, versprach jener zu kommen. Wären nicht Beide vor lauter Liebe blind gewesen, so hätten sie schon aus den Schriftzügen den Betrug erkennen müssen."

Dies Alles wurde in Gegenwart der drei Gefangenen gesprochen, und es läßt sich leicht denken, was sie dabei fühlen mußten. Die Neue, ihre guten Eltern bestohlen, verlassen und gekränkt zu haben, brach Agathe fast das Herz.

„Was geschieht denn jetzt mit diesen drei Personen?“ fragte Lucia.

„Umgebracht werden sie, natürlich,“ antwortete Manfred trocken, „wie unser Meister Robert für den Fall des Gelingens des Planes angeordnet hat. Der junge Mensch wird in die Kalkgrube geworfen, um für immer zu verschwinden; die Leichen der beiden Mädchen wirft man eine halbe Stunde von hier in den Wald; werden sie gefunden, so wird Jedermann glauben, ihr Geliebter habe sie Beide ermordet, und mit ihrem Gelde die Flucht ergriffen.“

Diese Gefährdung seines Rufes presste dem Jünglinge einen dumpfen Schrei aus.

„Was doch die Jungfrau eine feine Haut hat!“ äusserte Lucia. „Da hab ich eben einen recht guten Einfall, Manfred!“

„Welchen?“

„Du solltest ihr so viel Haut abziehen, als zu zwei Paar Handschuhen nothwendig ist, ein Paar für mich, denn als Hofdame der Königin,“ fügte sie mit wildem Spottgelauche bei, „versteht ich mich recht wohl auf die feinen Handschuhe, und das andere Paar für unsern lieben Robert, damit er seiner künftigen Gemahlin ein Geschenk damit machen kann.“

„Märchen! glaubst du denn, die Prinzessin werde Handschuhe von Menschenhaut tragen?“

„Das wird ihr auch nicht gesagt, man gibt sie für höchst seltene indische Handschuhe aus.“

„Gut, das läßt sich hören!“

„Gib mir ein scharfes Messer! Ich will gleich selbst die Haut ausschneiden.“

„Aus dem lebendigen Leibe?“

„Warum nicht? mir thut's nicht wehe!“

„Oh, nicht deswegen! Die Haut vom lebendigen Leibe wird zu spröde und läßt sich nicht gut arbeiten.“

„Ja so!“

„Gedulde dich nur, bis sie todt ist; es dauert nicht mehr lange.“

Diese schrecklichen Reden mußten die drei unglücklichen Opfer anhören.

Agathe bot ihr ganzes Vermögen für ihr, ihres Geliebten und ihrer Jose Freilassung und versprach, ihre Verschwiegenheit zu beschwören.

„Du sollst dafür geächtet werden, unverschämte Dirne!“ schraubte sie Manfred zornig an, „daß du von unserm Verstande eine so schlechte Meinung hast.“

Er ließ sie vom Pfahle losbinden, auf den Boden liegen, wie auch ihre Jose und vor den Augen ihres Geliebten allen Mißhandlungen seiner Spießgesellen, unter dem teuflischen Gelächter der Mordgenossen, preisgeben. Hierauf zog sie Klotar bei den Haaren empor, schleppte sie zu Alland, welchem Manfred in die eine losgebundene Hand einen Dolch presste, den er, während Manfred seinen Vorderarm lenkte, in den Hals Agathens bis an das Hest stoßen mußte; um nicht zu viel Blut zu vergießen, edrosselte Atalie mit einem Stricke die Jose, und Lucia den unartigen Jüngling, der in der Grotte nicht gleich neben sie sich hatte setzen wollen.

„Da nun alles genau so vollzogen wurde, wie es Robert befohlen hat,“ sagte Manfred, „so werst diesen Burschen in die Kalkgrube, und die zwei andern Leichen in den Wald hinaus!“

Und Alles war abgethan!

Auch die vier „lieben, wackern Leute“ waren erdroffelt worden, ohne daß Robert der Teufel die Residenz zu verlassen brauchte; es genügte, daß er durch seine Amme den Spießgesellen durch die überall postirten Späher, die Namen der Todesopfer eröffnen und den Rachebefehl zu ihrer schleunigen Ermordung ertheilen ließ. Denn die Amme war als eine gewandte Spionin und geübte Giftmischerin ein würdiges Mitglied der verruchten Mörderbande.

Prinzessin Irmengard.

Auf einer blumenreichen Wiese zwischen dem Strande des Meeres und dem waldigen Hohlwege, der zu einem, auf einer Anhöhe gelegenen Lustschlosse des Königs von Provence führte, ergözte sich an einem sonnigen Abende die tugendhafte und bezaubernd schöne Königstochter Irmengard, von vier Gespielinen umgeben, mit dem Ballspiele, worin sie eine große Meisterschaft erreichte. Sie konnte herzlich lachen, so oft der Ball von einem dieser Fräulein im Vorbeifluge nicht getroffen wurde, und die Fehlende dann neugierig schaute, ob es ihrer Nachbarin nicht eben so ergähe.

„Ihr werdet sehen,“ sagte die Prinzessin während einer Pause der Ruhe, „daß mir heute noch etwas Unangenehmes begegnet, weil ich gar so heiter bin; denn das Leid steht immer gar nahe bei der Lust. Niemand weiß, was ihm der nächste Augenblick bringt; aber deshalb muß man sich keinen Kummer machen, sondern nur fest auf Gott vertrauen, der alles zu unserm Besten lenkt.“

„Die Damen pflückten schöne Blumen, wanden Kränze, und hingen diese an die Gebüsche am Saume der Wiese. Dann setzten sie das Ballspiel wieder fort. Da schnellte eine von den Damen den Ball in der Richtung gegen die Prinzessin so hoch und weit, daß dieselbe, immer aufwärts schauend, eiligst laufen mußte, gegen den Hohlweg zu, um den sinkenden Ball noch in der Luft zu erreichen und zurückzuschleudern.

Plötzlich hörte sie hinter sich ein durchbringendes Geschrei ihr Gefährtinnen. Bestürzt schaute sie um, sah sie die Hände ringen, vorwärts deuten und hörte sie dabei fortwährend laut rufen:

„Hülfe! Hülfe!“

Die Prinzessin konnte die Ursache dieser schnellen und ängstlichen Flucht ihrer Damen nicht begreifen, und blieb stehen; da hörte sie hinter sich ein heiseres Schreien immer näher kommen, wendete den Kopf, und erblickte mit Schrecken einen großen, grimmigen Wolf, der mit offenem Rachen, die Zähne fleischend, mit vorragender, gekrümmter, blutrother Zunge, vom Hohlwege her auf sie lossprang. Sie konnte auch nicht entfliehen; die Angst lähmte ihre Füße, es wäre auch gar nicht möglich gewesen, denn der Wolf, kaum mehr 40 Schritte von ihr entfernt, würde sie bald eingeholt und zerrissen haben. Sie blieb also ruhig stehen, faltete ihre zarten Hände, und stehle andächtig:

„Mein Gott, steh mir bei!“

Und in diesem Augenblick hörte sie eine Armbrust knacken und einen Bolzen schwirren, der dem Ungeheime mitten durch das Herz fuhr, daß es zu Boden stürzte und nach wenigen Zuckungen verendete. Mit Freudenthränen in den Augen dankte die Prinzessin Gott für ihre wunderbare Rettung, kniete mit den vier Fräulein, die blaß und athemlos herbeikamen,

auf den Boden und verrichtete mit ihnen voll Andacht ihr Dankgebet. Dann erhob sie sich mit den Damen, schaute verwundert rings umher und sagte:

„Ich möchte doch wissen, wer mich gerettet hat, um meinem Retter gebührend danken, und meinen königlichen Vater um eine Belohnung für ihn bitten zu können.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als seitwärts vom Hohlwege ein Ritter aus dem Walde trat, mit einem prächtigen arabischen Schimmel, dessen Zügel er um seinen linken Arm geschlungen hatte, leicht gerüstet, mit Lanze, Schild und Schwerte, eine Armbrust über der Schulter; der Bolzenlöcher hing am Sattel. Er war ein schöner, schlanker Jüngling von 22 bis 23 Jahren, von dunkelblonden Haaren, großen blauen Augen, sanft gebogener Nase und einer offenen, freundlichen, alle Herzen gewinnenden Miene.

Mit freudigem Erstaunen sah ihn die Prinzessin näher kommen, und blieb mit ihren Gespielinen stehen, um ihn würdig zu empfangen.

In einer Entfernung von drei Schritten verbeugte sich der Ritter voll Anstand und sprach mit einer süßen und wohlklingenden Stimme:

„Edle Damen! Ich kann Gott nicht genug danken, daß er mich Unwürdigen dazu ausersehen hat, durch einen glücklichen Schuß euch das Leben zu retten.“

„Ich finde nicht Worte genug, Herr Ritter, meinen Dank für meine Rettung auszudrücken. Wie kann ich euch dafür belohnen?“

„Durch die Gewährung der inständigen Bitte, mich in euer andächtiges Gebet einzuschließen.“

Diese Bescheidenheit und Frömmigkeit des unbekannteten Reiters gewannen ihm die herzlichste Neigung der Prinzessin, welche so viele andere Ritter oft nur mit erlogenen Heldenthaten prahlen hörte. Auch gefiel es

ihr ganz besonders wohl, daß er nicht ihre Schönheit rühmte, was wohl jeder andere Ritter an seiner Stelle gethan hätte, indem sie hieraus erkannte, daß er ihr in seinem Innern wohl einen viel höheren Werth zutraue, als die vergängliche irdische Schönheit.

„Darf ich euch um euren Namen bitten, Herr Ritter?“

„Ich bin Florestan, Ritter vom heiligen Grabe, komme aus dem gelobten Lande zurück, um in Frankreich Kriegsdienste zu suchen, und habe ein Empfehlungsschreiben bei mir von Adelar, dem Patriarchen von Jerusalem, an den König von Provence.“

„Also an meinen Vater?“

„Wie? Ihr seid die Prinzessin —“

„Irmengard, die einzige Tochter des Königs von Provence.“

„So empfanget meine ehrerbietigste Huldigung, königliche Prinzessin! wie wenig auch dieser Ort sich dazu eignen mag, obgleich ihr unter diesen schönen Blumen eine dem Himmel entsehwebte Lilie mir zu sein scheint, als ich euch im Dankgebete zwischen ihnen knien sah.“

Die Prinzessin erröthete, freute sich aber innerlich über dieses zarte und sinnige Lob.

„Ich will euch nun, nebst meinen Damen, zu meinem Vater, dem Könige, geleiten, Herr Ritter! euch als meinen Retter vorstellen, und so persönlich zur besten Wirkung des Empfehlungsschreibens beitragen, das ihr meinem Vater zu überreichen gedenket.“

Und die Prinzessin ging mit den Damen und dem Ritter durch den Hohlweg in das Lustschloß hinauf. Der König und die Königin empfingen den Lebensretter ihrer Tochter auf die herzlichste Weise und luden ihn ein, so lange es ihm beliebt, als werthet Gast am Hofe zu verweilen. Florestan überreichte

dem Könige das Empfehlungsschreiben des Patriarchen von Jerusalem.

„Es freut mich sehr,“ sagte der König, indem er das Schreiben entfaltete, „das mein liebwerthester Freund Adelard, dieser heilige Mann, meiner gedenkt.“

Der Inhalt lautete, wie folgt:

„Großmächtigster König!

„Mein lieber Freund in Christo dem Herrn!

„Ich grüße und segne Dich! Deinem königlichen Wohlwollen empfehle ich inständig den Ueberbringer dieses Briefes, Florestan, Ritter vom heiligen Grabe, einen eben so tugendhaften als tapferen Jüngling, der wunderbare Siege über die Ungläubigen erkochten und zugleich als ein geschickter Kriegsmeister den größten Ruhm sich erworben hat. Er will Kriegsdienste in Frankreich suchen; sein Schwert ist alles, was er besitzt an irdischen Gütern; aber er zieht es nur immer für Gott und die gerechte Sache, und bleibt immer Sieger durch die Gnade Gottes. In der nächsten Woche reise ich von Jerusalem ab und begeben mich nach Paris, um mit dem Könige daselbst in wichtigen Angelegenheiten des gelobten Landes zu sprechen. Auf meinem Wege dahin werde ich dich besuchen und einige Tage bei dir bleiben, wenn ich mit des Himmels Beistande glücklich in Toulon landen werde. Gott sei mit dir und deinem ganzen Hause!

Adelard,

Patriarch von Jerusalem.“

Der König nickte dem Ritter Florestan freundlich zu, gab den Brief der Königin, damit sie ihn lese, und sprach:

„Nur aus Achtung vor eurer Bescheidenheit, edler Ritter! die ihr mit euern übrigen Vorzügen vereiniget, hab ich den Brief nicht laut vorgelesen, der voll eures Lobes ist. Mit wahrer Herzensfreude las ich darin

die Nachricht, daß mein Freund Adelard mich nächstens auf seiner Durchreise besuchen wird. Auch war es für mich ein großer Trost, eure Kriegserkenntnisse von ihm angerühmt zu finden; denn ich bin zur Zeit in einer sehr bebrängten Lage.“

„Wodurch?“ fragte Florestan mit allen Zeichen der innigsten Theilnahme.

„Der mächtige Herzog von Languedoc, dem ich die Hand meiner Tochter Ermengard, meines einzigen Kindes, versagte, weil ich erfuhr, daß er ein sündhaftes Leben führt, und nur mein Königreich an sich reißen will, ist mit einem überlegenen Heere in mein Land eingefallen, verwüstet es mit Feuer und Schwert und hat schon drei große Siege über die Meinigen erkochten, die dadurch um so mehr entmuthiget wurden, als vorgestern mein tapferer Oberfeldherr mit der Schlacht zugleich sein Leben verlor. Im Vertrauen auf die Empfehlung meines Freundes Adelard erenne ich euch, Ritter Florestan! zum Oberfeldherrn meines Heeres, dem ich euch morgen persönlich vorstellen werde.“

Florestan war ganz bestürzt und antwortete nach einer tiefen Verbeugung:

„Allergnädigster König! Ich danke euch für dieses allzugütige Zutrauen. Ich würde mich glücklich geschätzt haben, als einfacher Ritter für euch zu kämpfen, aber diese hohe Würde wag ich nur anzunehmen, wenn ihr mir erlaubet, eine Ansprache an das Heer nach meinem Gutdünken zu halten.“

Der König gewährte diese Bitte.

Nach der königlichen Abendtafel, zu welcher Florestan geladen war, welcher der Prinzessin Ermengard gegenüber saß, spielte ein junger Hofcavalier die Laute und sang dazu ein züchtiges Minnelied. Dann reichete er die Laute dem Ritter Florestan in der Absicht, ihm dadurch eine Verlegenheit zu bereiten. Aber Florestan

nahm die Laute, griff meisterhaft in ihre Saiten und sang mit einer wunderschönen Stimme ein Loblied der heiligen Jungfrau Maria, das einen allgemeinen Beifall fand, und das Herz der Prinzessin ihm gewann. Dringend ersucht, noch ein Lied vorzutragen, besang er, aus dem Stegreife dichtend, die Rettung des Vaterlandes, Sieg oder Tod für Gott, dem König und die Ehre. Er sang mit einer Begeisterung, die alle Herzen erschütterte, und alle Augen der Anwesenden mit Thränen füllte; der König umarmte ihn, die Königin und Irmengard reichten ihm die Hand.

Am andern Tage wurde Florestan im Lager vom Könige seinem Heere als neuer Oberfeldherr vorgestellt. Da gab es freilich viele mißvergnügte Gesichter. Von seinem Rosse herab hielt Florestan mit kräftiger, weithin schallender Stimme, folgende Ansprache:

„Tapfere Krieger! Euer allergnädigster König hat mich, wie ihr so eben vernommen, zu euerem Oberfeldherrn ernannt. Mit Gottes Hülfe werden wir den übermüthigen Feind schlagen. Ich will an eurer Spitze kämpfen, und nicht eher das Schwert in die Scheide stecken, bis kein Feind mehr den Boden eures Vaterlandes entweihet. Sobald dieses Ziel erreicht ist, leg ich meine Oberfeldherrnstelle wieder in die Hände des Königs, damit er sie dem Würdigsten unter euren höhern Befehlshabern verleihen möge!“

Das ganze Heer jauchzte dem neuen obersten Führer Beifall zu, und die mißvergnügten Gesichter verschwanden. Florestan durchritt alle Stellungen und Vorposten mit dem Könige, der sodann in sein Schloß zurückkehrte. Noch zur selben Stunde traf Florestan alle zu einer Hauptschlacht nöthigen Vorkehrungen, die sich auch nach Verfluß von mehreren Tagen darbot. Vor dem Beginne derselben betete er mit seinem ganzen Heere auf den Knien; dann ließ er zum An-

griff blasen, und erkoch den ruhmvollsten Sieg, der mit der vollständigen Niederlage des Feindes endete. Mitten im Schlachtgewühle kämpfte er Mann gegen Mann mit dem Herzoge von Languedoc, den er mit eigener Hand gefangen nahm. Das ganze feindliche Lager mit einer unermesslichen Beute fiel in die Hände der Sieger.

„Tödtet mich,“ rief der Herzog, „nur führt mich nicht im Triumph in die Hauptstadt!“

„Keines von Beiden,“ erwiderte Florestan, „gelobet mit herzoglichem Worte und Handschlag, alle Kriegskosten zu bezahlen, alle durch eure Krieger veranlaßten Schäden zu vergüten, alle Gefangene frei zu geben ohne Lösegeld, und nie wieder einen Angriffsrieg gegen den König von Provence zu unternehmen, dann möget ihr, vorbehaltlich der Genehmigung des Königs, an den ich sogleich einen der höhern Befehlshaber als Erlöser senden werde, ungehindert und ohne Lösegeld in euer Herzogthum zurückkehren.“

Der Herzog willigte in Alles, und schied, als noch am nämlichen Nachmittage die Genehmigung des Königs eintraf, mit großem Danke von Florestan, welcher das siegreiche Heer im Lager ausruhen, herrlich bewirthen, übernachten und am andern Tage durch den Ältesten der höhern Befehlshaber feierlich in die Residenzstadt geleiten ließ. Er selbst begab sich allein auf einem ganz andern Wege dahin und sogleich in ein kleines, abgelegenes Kirchlein, um vor Allem Gott zu danken für den gnädig verliehenen Sieg. Sein Empfang am Hofe war ein eben so festlicher, als herzlicher; die Prinzessin Irmengard wand, nach Anordnung ihres königlichen Vaters, in Gegenwart des ganzen Hofes einen Lorbeerkranz um seine Schläfen. Wie er es bereits vorhergesagt hatte, legte er die Stelle eines Oberfeldherrn nieder, um dem Reide vorzubeugen.

„Eure Belohnung will ich mir vorbehalten, Ritter Florestan!“ sagte der König; „ste soll eurer mir geleisteten Dienste und meines Dankes würdig sein. Bleibet inzwischen mein vertrauter Freund!“

Die Siegesfestlichkeiten am Hofe dauerten vierzehn Tage lang und wurden zuletzt durch die freudenvolle Ankunft des Patriarchen von Jerusalem gekrönt.

Das Bildniß des Robert des Teufels.

Der Hofmaler des Königs von Burgund hatte das Bildniß Robert des Teufels vollendet. Es war sprechend ähnlich, nur — die Augen fehlten und schon in der nächsten Stunde wollten die königlichen Eltern kommen, es anzusehen. Wie oft er es auch versucht hatte, sie zu malen, es war ihm nie gelungen. Noch einmal setzte er seinen sonst so gewandten Pinsel an, vergebens! Unwillig warf er ihn auf den Tisch und rief:

„Es brennt ein ganz eigenthümliches, seltenes und unheimliches Feuer in den Augen Robert des Teufels, das ich durch keine Farbe darzustellen vermag. Wie ist es möglich, daß gerade an diesen Augen meine ganze Kunst scheitert?“

„Das ist eben der Teufel!“ rief hinter dem Maler eine Stimme mit kreischendem Lachen.

Erschrocken schaute dieser um, und sah Roberts Ämme.

„Ohne Zweifel habt ihr meine Worte gehört,“ sagte er, „und kennet also meine Verlegenheit.“

„Ich hab mir's schon zuvor gedacht, daß ihr die Augen nicht zu Stande bringt. So etwas geht nicht gar leicht.“

Sie zog aus ihrem schwarzen, weiten Faltenkleide ein weißes Büchlein, öffnete ein Klappdeckelchen,

hielt eine feuerfarbene, schimmernde Flüssigkeit dem Maler hin und sprach:

„Tauchet die äußerste Spitze eures Pinsels in diese Flüssigkeit, vermischt sie mit den Farben, welche ihr für die Augen bestimmt habet, und malet dann frisch darauf los! Es wird dann schon gehen.“

Der Maler vollzog diesen Rath, und in wenigen Minuten waren die Augen so gut getroffen, daß der Künstler mit seinem Werke vollkommen zufrieden war und die Ämme ihre größte Freude darüber äußerte.

„So ist's recht!“ rief sie, in die Hände klatschend, „so ist's recht! Ganz wie er lebt und lebt, der gute Robert! Seine Braut wird sich in dieses Bildniß nicht wenig verlieben, hi! hi! hi!“

Mit grossem Gelächter verließ sie das Gemach, in welches bald darauf Roberts Eltern traten, die große Ähnlichkeit lobten, aber innerlich doch keine rechte Freude daran hatten.

Mit diesem Bildnisse in prachtvollster Fassung, sendete Roberts Vater den vornehmsten Edelmann am Hofe, nebst einem zahlreichen und glänzenden Gefolge zu dem Könige von Provence, mit dem Auftrage, um die Hand der Prinzessin Irmengard für Robert zu werben.

Der König von Provence empfing die Gesandtschaft feierlich in seinem Thronsaale, auf dem Throne sitzend zur Rechten der Königin, neben welcher Irmengard saß und umgeben von allen Großen des Reiches und allen hohen Personen seines Hofes, unter denen auch der Patriarch von Jerusalem und Florestan, der „Freund“ des Königs, sich befanden. Der Großbotschafter hielt eine feierliche Anrede an den König, die er mit der Werbung um die Hand der Prinzessin Irmengard schloß, indem er zugleich Roberts Bildniß überreichte.

Der König erwiderte:

„Melde meinem lieben Herrn Bruder, dem Könige von Burgund, meinen innigsten Dank für das ehrenvolle Vertrauen, das ich in dieser Werbung um die Hand meiner Tochter erkenne, zugleich aber auch mein tiefstes Bedauern, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können, da ich, mit Zustimmung meiner vielgeliebten Frau Gemahlin, der Königin, über die Hand meiner geliebten Tochter, der Prinzessin Irmengard, bereits verfügt habe.“

Allgemeines Erstaunen. Irmengard zitterte und erblaste; Florestan rang sichtbar nach Fassung. Beide hatten eine so nahe Trennung ihrer sich liebenden Herzen nicht geahnet.

Der Großbotschafter drückte im Namen seines Monarchen und des Prinzen Robert, den er als einen Prinzen von der größten Auszeichnung schilderte, in einer langen und zierlichen Rede das lebhafteste Bedauern aus, mit der Werbung zu spät gekommen zu sein, die Hoffnung äussernd, daß deshalb in den freundschaftlichen Beziehungen der beiden Königreiche, Provence und Burgund, keine Aenderung eintreten werde, was auch der König mit den wohlwollendsten Worten sogleich bezeugte.

Das Bildniß des Prinzen Robert war inzwischen von Hand zu Hand gegangen und von Allen mit höflicher Artigkeit gelobt worden, obgleich es auf jeden einen unangenehmen Eindruck machte, einen schrecklichen aber auf den Patriarchen, der es lange und mit schwer verhaltener innerer Aufregung betrachtete, bis er es durch einen dienstthuenden Kammerherrn dem Könige zurückgeben ließ, der es wieder in die Hände des Großbotschafters legte, welcher, ohne irgend eines der angebotenen reichen Geschenke anzunehmen, alsogleich den Thronsaal und die Residenzstadt verließ, um an den Hof seines Monarchen heimzukehren. —

Diesen Augenblick benützend, erhob sich der König von seinem Thronstuhle und sprach:

„Damit Niemand glaube, daß die bevorstehende Vermählung meiner geliebten Tochter, der Prinzessin Irmengard nur ein Vorwand gewesen sei, um die Werbung des Großbotschafters schicklich ablehnen zu wollen, verkünde ich hiemit öffentlich und feierlich, daß sie am nächsten Sonntage getraut werden wird, mit —“

Alle Blicke hingen an den Lippen des Königs — „dem Ketter meiner Krone und meines Königreiches, meinem vertrauten Freunde, Florestan, Ritter vom heiligen Grabe!“

Irmengard und Florestan knieten vor dem Throne hin, und wurden von dem Könige und der Königin ärtlich umarmt. Das Entzücken der beiden liebenden jungen Herzen vermag keine Feder zu schildern. Die Anwesenden wünschten ihnen alles Glück, und am ganzen Hofe erscholl ein allgemeiner Jubel. Noch spät am Abende dieses Tages hatte der Patriarch eine lange und wichtige geheime Unterredung mit dem Könige, und ritt gegen 2 Uhr Morgens mit Florestan, der ihn als Beschützer begleitete, zum Thore hinaus, nach Arles, der Hauptstadt von Burgund.

Enttüllung eines entsetzlichen Geheimnisses.

Die schöne und fromme Tochter des Herzogs von Bretagne, Leonore, war mit einem großen Gefolge in Arles angekommen, um von ihrem Oheime, dem Könige Voso von Burgund, und von ihrer Muhme, der Königin, Abschied zu nehmen, weil sie die Welt verlassen, und als Nonne in das Kloster der Clarissinen treten wollte, welches eine halbe Stunde von Arles dicht am Ende eines großen Kirchhofes stand. Sie brachte reiche Schätze mit, die heilige Clara in

Lebensgröße, von gediegenem Silber, so auch die zwölf Apostel, zur Ausschmückung der Klosterkirche, und die kostbarsten Edelsteine, welche sie zur würdigen Verzierung der Monstranzen und der Leiber von Heiligen bestimmte, die in Glaschränken auf den Seitenaltären den Andächtigen zur Verehrung ausgestellt waren.

Robert erfuhr dieß, erzählte es seinen Raub- und Mordgenossen und verabredete mit ihnen einen nächtlichen Ueberfall und die vollständige Plünderung des Klosters, sobald jene Schätze sich innerhalb der Mauern desselben befinden würden.

„Im Falle eines Widerstandes,“ fügte er bei, „hauet nieder, was euch in den Weg kommt, besonders die alten Nonnen, deren abscheuliches Kreischen uns verrathen könnte; die jungen und hübschen Nonnen schleppen wir in unser Paradies, die fromme Nebtiffin Cleonore aber erkläre ich ausdrücklich für meinen Antheil. Vergesset aber ja nicht, das Werk mit der nöthigen Vorsicht zu beginnen, sogleich die Glockenstränge abzuschneiden, damit nicht Sturm geläutet werden kann!“

„Macht euch bereit, meiner Aufforderung augenblicklich folgen zu können. Wir werden im Weinhause des Kirchhofes den rechten Augenblick erwarten. Lasset ein großes Faß vom allerbesten und feurigsten Weine hinbringen; die Todtentöpfe wollen wir als Becher benutzen.“

Nach diesen im Paradiese gesprochenen, frevelhaften Worten, begab er sich wieder in die Residenz, und ging sogleich in das Gemach seiner Amme, die eben mit der Mischung einer Flüssigkeit beschäftigt war. —

„Gut, daß du kommst,“ sagte sie mit einer besorgten Miene.

„Warum?“

„Ich sah heute zwei unheimliche Fremde als Gäste in die Residenz reiten, einen Ritter und den Patriarchen von Jerusalem.“

„Was thur's?“

„Sehr viel. Ich begegnete Beiden auf der Treppe. Vor dem Ritter erschrak ich und bei dem Anblicke des Patriarchen erfasste mich ein Beben, daß ich ohnmächtig zu werden fürchtete; denn ich las in seinem Blicke eine Heiligkeit, gegen die meine Zauberkrast nichts vermag. Er blieb stehen, schaute mich schweigend aufmerksam an und sprach:

„Bist du nicht die Amme des gnädigsten Prinzen Robert?“

„Ja, antwortete ich, und Beide gingen weiter, die Treppe hinauf.“

„Warum sagtest du nicht nein?“

„Weil zwei Hofsoldaten als Begleiter hinter ihnen standen.“

„Was ist zu thun?“

„Du weißt es selbst am Besten, wie man die Leute unschädlich macht.“

„Ich will Beide in dieser Nacht im Schlafe ermorden.“

„Dieß genügt nicht; es macht ein zu großes Aufsehen und erschwert eine Entschuldigung. Durch meine Zauberkrast erfuhr ich, daß du die künftige Krone und zugleich das Leben verlieren wirst.“

„Wie kann ich dieß verhüten?“

„Schütte diese Flüssigkeit in den Trinkbecher des Königs, bevor er ihm heute bei der Abendmahlzeit gereicht wird. Es ist nur ein starker Schlaftrunk, der das Erwachen für immer verhindert. In der Nacht ermorde Beide, ich selbst führe dich an ihr Lager. Mit Tagesanbruch mach Lärm, der König sei todt, vergiftet von den beiden Fremden, die du auf ihrer Flucht verfolgst und getödtet habest. Ihre Leichen legen wir auf die Treppe.“

„Aber man wird Blutspuren in ihren Betten finden.“

„Sei unbesorgt! Wer kann Rechenenschaft von dir verlangen, wenn du König bist?“

„Du hast Recht.“

Beide verabredeten den ganzen Mordplan.

Der Patriarch und Florestan wurden dem Könige, der Königin und dem Prinzen Robert vorgestellt, und fanden die huldvollste Aufnahme. Der Patriarch ließ Robert nicht aus den Augen, so daß dieser froh war, als er sich wieder entfernen konnte. Der Patriarch blieb allein bei dem Könige.

„Allergnädigster König!“ begann er, „ich bin zu euch gekommen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen; ich muß euch ein schreckliches Geheimniß enthüllen.“

„Sprecht, frommer Patriarch! Gott wird mir Kraft verleihen, es zu vernehmen.“

„Ich lebte einst als Einsiedler in einer Felsenhöhle eures nahen großen Waldes. In einer mondheilen Nacht hörte ich ein Geräusch in der Nähe meiner Höhle, schaute durch einen Seitenspalt derselben hinaus und erblickte, mit dem Gesichte gegen mich gewendet, ein Weib. Ich konnte dieses Gesicht deutlich beobachten und meinem Gedächtnisse einprägen. Es grub mit einem kleinen Spaten ein tiefes Grab, nahm dann aus einem Korbchen ein lebendiges Kind, denn es schrieb in den Händen der Frauensperson, als diese es in die Grube werfen und so lebendig begraben wollte.“

„Entsetzlich!“ rief der König aus, „was thatet ihr?“

„Ich riß einen Ast von dem in meiner Höhle aufgeschichteten Holze und sprang hinaus. Sie ließ das Kind auf den Moosboden fallen und rannte davon. Es war ein holdes Knäblein, das mich freundlich anlächelte, ungeachtet meines langen Bartes. Noch in derselben Nacht trug ich es zu recht christlichen Ritterknechten, wo es in allen ritterlichen Übungen,

und in aller Frömmigkeit erzogen wurde. Dieser Knabe ist ein frommer und tapferer Ritter geworden.“

„Wo ist er nun?“

„An euerm Hofe, Florestan, der Ritter vom heil. Grabe, mein Begleiter.“

„Ich schätze mich glücklich, ihn bei mir zu haben.“

„Wohl dürft ihr euch glücklich schätzen, er ist der künftige Eidam des Königs von Provence und wird am nächsten Sonntage mit der wunderschönen und engelfrommen Prinzessin Jemengard getraut.“

„Also Florestan ist der Glückliche, der meinem Sohne Robert zuvorkam.“

„Ja, Gott sei Dank!“

„Was sollen diese Worte?“ fragte der König mit ernster Miene.

„Sucht auf mein Geheimniß vorbereiten. Ich sah bei dem Könige von Provence das Bildniß eures Sohnes, dessen Augen nur mit Teufelskunst gemalt werden konnten.“

Der König ließ sogleich den Hofmaler kommen, zeigte ihm das Bildniß des Prinzen Robert und fragte:

„Wer hat die Augen dieses Bildnisses gemalt?“

„Verzeihet, ich war nicht im Stande, sie zu treffen; die Amme des Prinzen erbot sich dazu, und hat sie gemalt.“

„Out! Fort!“

„Ich habe die Amme auf der Schloßstreppe gesehen,“ fuhr der Patriarch fort, „und wiedererkannt als diejenige, welche das Knäblein im Walde lebendig begraben wollte; die Augen des Bildnisses überzeugten mich, daß Robert von Geburt kein Mensch, sondern ein Halbteufel ist, erzeugt von einem Teufel mit einer Here, und diese Here ist — die Amme, sohin die Mutter Roberts, die ihn statt eures wirklichen Sohnes in die königliche Wiege legte, und diesen ermorden wollte. Tröstet euch aber, denn der Him-

mel hat euch durch mich, sein unwürdigstes Werkzeug euern wirklichen Sohn wieder geschenkt, — Florestan ist euer Sohn!“

Von Schrecken und Freude ergriffen, sank der König in seinen Stuhl zurück und faltete seine Hände zum Gebete.

„Lasset sogleich Robert und seine Amme verhaften und Beide in abgeforderten Kerkern sorgsam bewachen. Die gerichtliche Untersuchung wird die volle Wahrheit meiner Aussage bestätigen.“

Zu dieser doppelten Verhaftung erteilte der König dem Befehlshaber seiner Leibwache einen geheimen Auftrag, den er jedoch nur zur Hälfte vollziehen konnte. Die überraschte Amme fiel in seine Gewalt; Robert aber, welcher zufällig erfahren hatte, daß die Herzogin Leonore noch an diesem Tage mit all ihren Schätzen in das Kloster ziehen werde, wollte den reichen Fang sich nicht entgehen lassen und den beabsichtigten dreifachen Mord lieber auf den andern Tag verschieben. Er war also augenblicklich in das Paradies gewellt, um von da aus in dunkler Nacht zur Plünderung des Klosters auf den Kirchhof mit seiner ganzen Bande sich zu begeben.

Um den Qualen der Folter zu entgehen, und gegen das Versprechen, nur geköpft, aber nicht verbrannt zu werden, legte endlich nach langem Zögern die Amme ein vollständiges Geständniß aller ihrer Missethaten ab, so daß an der Wahrheit dessen, was der Patriarch dem Könige gesagt hatte, nicht ihm Mindesten mehr konnte gezweifelt werden. Die Königin war voll Entzücken über das Wiederfinden ihres wirklichen Sohnes und dennoch bekümmert über Roberts Schicksal.

Das letzte Verbrechen.

Im Hintergrunde des Weinhauses auf dem Kirchhofe lauerte Robert der Teufel mit seiner Rote,

ohne die leiseste Ahnung alles dessen, was in der Residenz vorgefallen war, seitdem er sie verlassen hatte. Von da aus sah er den festlichen Einzug der Herzogin Leonore in das Nonnenkloster, welches nur der Kirchhof von ihm trennte und das Abladen und Hineinbringen von Geldsäcken, Kisten und Schränken.

„Wär's nicht viel bequemer,“ sagte Robert, „sie hätten alle diese Sachen lieber gleich in unser Paradies geführt, um uns alle weitere Mühe zu ersparen.“

„Die neue Aebtissin auch?“ erwiderte Lucia neckend.

„Ich hätte sie schon nachträglich geholt.“

„Wir wollen ihr die ganze Frömmigkeit schon bald austreiben,“ äusserte Italie, „ist sie nur einmal im Paradiese.“

„Wann geht's denn los,“ fragte Manfred, „mit deinem Alten, dann mit dem herzelaufenen Pfaffen, und dem heuchlerischen Ritter?“

„Morgen, ganz gewiß morgen, so wahr der Teufel lebt!“ antwortete Robert.

Unter verruchten Gesprächen, neuen Raub- und Mordplänen, einschwand die Zeit. Sie tranken Wein aus den hohlen Todenschädeln, und warfen sie in den Kirchhof hinaus, so oft sie leer waren, um wieder andere zu füllen und dadurch mehr Raum im Weinhaufe zu gewinnen.

Gegen 11 Uhr Nachts sahen sie die Klosterkirche hell erleuchtet von Innen, hörten Orgeltöne und weibliche Stimmen singen.

„Wird's bald zu Ende gehen?“ rief Robert und streckte seine rechte Faust drohend gegen die Klosterkirche aus. „Der Wein will auch nicht weniger werden! He da, ihr Schlafhauben in den Gräbern unten! Erwachtet! Steht auf und trinket und thut uns Besch. id.“

Und also gleich thaten sich mehrere Gräber auf und die Todengerippe klapperten heran, und streckten die Knochenarme nach den Todenschädeln aus, die ihnen

Robert mit Wein gefüllt, höhnisch lachend kredenzte. „Stoß an auf mein Wohl ihr klappernden Windhunde!“

Und sie stießen an und tranken, und der Wein züngelte wie glühende Schlangen zwischen ihren blanken Rippen hinunter, und sie tanzten um das Weinhaus herum. Inzwischen schritten drohend vorüber die blutigen Gestalten Agathens und ihrer Zofe, Alands und der vier erdroffelten „guten, wackern Leute“ mit weit aufgerissenen, blutrünstigen Augen und rothbraunen Gesichtern, und alle, alle von ihm und seinen Spießgesellen Ermordeten. Robert schleuderte ihnen leere Todenschädel entgegen. Alle verschwanden und nun erschien der Satan selbst in seiner schrecklichsten Höllengestalt und rief mit einer Stimme, für die es keine Schilderung gibt:

„Robert, mein Sohn! dein nächstes Verbrechen wird dein letztes sein! In der Hölle sehen wir uns wieder!“

Furchtlos lachte er dem Satan vor seinem Verschwinden in's Gesicht; als aber dann seine im Kerker geköpfte Amme bis auf zwei Schritte zu ihm trippelte, ihren eigenen Kopf unter ihrem Arme und dieser Kopf mit stieren, glastigen Augen ihn anstogte und der verzerrte Mund aufschnappte und die dumpfen Worte stöhnte:

„Robert, mein Sohn, dein nächstes Verbrechen wird dein letztes sein! In der Hölle sehen wir uns wieder!“

Da erschrak Robert der Teufel, nicht aus Furcht, sondern weil er ahnte, daß alles verrathen, und die Amme, seine Mutter, was sie ihm schon längst anvertraut hatte, nun wohl schon enthauptet sei.

Mit dem Schläge der Mitternacht war alles vorüber, kein Licht mehr in der Klosterkirche.

„Fort jetzt!“ befahl Robert, bewacht alle Ausgänge der Kirche und des Klosters. Wenn ich mit der Herzogin zurückkomme, plündert ihr das Kloster,

und schleppt alles in das Paradies. Ich halte uns auch dort nicht lange mehr für sicher, und wir werden mit unsern Schätzen bald das Land verlassen.“

Mit einem Dietriche schloß er eine Hinterpforte auf und begegnete einer Nonne.

„Wo ist die Abtissin Leonore?“ fragte er.

„In der Kirche!“

Robert rannte durch die Sacristei in die Kirche; aber da war keine Kirche mehr, sondern eine große Felsengrotte, in deren Mitte ein eiserner Sarg stand, aus dem Flammen aufloderten, umgaukelt von schrecklichen Gespenstern.

„Wozu dieses Gaukelspiel? für wem ist dieser Sarg bestimmt?“ fragte Robert, indem er mit seinem blitzenden Schwerte drohte.

Da tauchte aus dem Schwefelfeld des Sarges das blutende Haupt seiner geköpften Mutter und Amme empor; der verzerrte Mund schnappte wieder auf und stöhnte die dumpfen Worte:

„Für dich, mein Sohn! denn du hast dein letztes Verbrechen begangen, den gewaltsamen Einbruch in das Kloster!“

Und der gräuliche Kopf fiel wieder wackelnd in den flammensprühenden Sarg zurück.

Robert der Teufel rannte wie rasend durch das nun offene Thor hinaus zu seinen Gefährten; er sah Niemand; sie waren Alle schon von der Leibwache des Königs Beso gefangen, mit welcher Florestan, nach dem Wunsche der Herzogin Eleonore, das ganze Kloster umzingelt hatte. Die Leibwächter wichen nicht vor dem anstürmenden Robert zurück; denn dicht hinter ihm trabten und schneben zwei furchtbare höllische Fanghunde, die er vergebens mit den Streichen seines Schwertes abzuwehren suchte, aus welchem die Zauberkraft unbeflegbaren Widerstandes mit der Hinzurichtung seiner Hurenmutter gewichen war. Tramer

kämpfend floh er wie ein gehegtes Wild dahin, erreichte athemlos die Galgenstätte, wo er erschöpft zu Boden stürzte, und von den beiden höllischen Fangehunden zerrissen wurde, die mit seiner verdammten Seele hinunter fuhren in das Qualenreich des Teufels. Auf demselben Plage wurden acht Tage später alle seine Mordgenossen sammt den Dirnen, in einem einzigen Haufen zusammengebunden, auf einem Scheiterhaufen verbrannt und ihre Asche unter dem Galgen verscharrt; auf der Stätte des verschütteten Paradieses aber zur Sühne unerhörter Greuelthaten ein Carthäuserkloster erbaut. —

Der König und die Königin von Burgund zogen mit ihrem wiedergefundenen vielgeliebten Sohne und dem gottseligen Patriarchen zu dem Könige von Provence, wo die Vermählung der Liebenden mit dem größten Glanze gefeiert wurde. Aus dieser höchst glücklichen Ehe entsprossen vier Söhne und zwei Töchter, und der zweitgeborne Sohn empfing nach dem späten Hinscheiden des Vaters seiner Mutter Irmengard die Königskrone von Provence. Der Patriarch besuchte öfters die beiden Königshöfe, an denen er auch endlich seine letzten Tage verlebte.